

(Nachdruck verboten.)

21)

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Notabene, Herr Baumeister, ich habe also für Sie in der Französischen Straße gemietet. Die Wohnung repräsentiert und ist nobel eingerichtet.“

„Und kostet viertausend Mark!“

„Für sieben derartig eingerichtete Zimmer spottbillig!“

„Das sagen Sie so!“

„Wollen Sie etwa in Ihrem Chambre garni die Leute empfangen?“

„Davon kann ja keine Rede sein . . . aber . . .“

„Es gibt gar kein Aber. Der Baumeister Friedrich Kessler, der das größte und schönste Theater der Welt bauen will, muß standesgemäß wohnen. Und außerdem halte ich es für notwendig, daß Ihr Bureau im Zentrum der Stadt liegt.“

„Haben Sie denn schon für sich ein Logis gefunden?“

„Ja . . . und zwar ganz in der Nähe des Theaters. Drei sehr nette Zimmer . . . mit einer wundervollen Aussicht auf . . .“

Er machte eine kleine Pause und blickte Kessler geheimnisvoll an.

„Warum sprechen Sie nicht zu Ende?“

„Auf unseren Bauplatz,“ ergänzte Steinert. Und mit fiebrigen Augen fuhr er fort: „Ich habe es mich Zeit und Mühe kosten lassen, bis ich diese Wohnung gefunden habe . . . Ich hätte keine andere genommen . . . Denn, sehen Sie, ich kann ohne den Blick auf unser Theater nicht mehr leben . . .“

Hier brauche ich bloß, wann es mir beliebt, zu jeder Tages- und Nachtstunde, auf meinen Balkon zu treten, um das Theater vor mir zu haben! . . . Wenn Sie wüßten, was das für mich bedeutet! . . . Ich sage Ihnen, es wird keine Nacht vergehen, in der ich nicht von diesem Balkon den ausgiebigsten Gebrauch machen werde. Jetzt kommt,“ schloß er langsam, „die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich will sehen, wie Stein auf Stein getragen wird . . .“

„Wenn wir die Steine nur erst hätten,“ erwiderte Kessler mit einem komischen Seufzer. „Im übrigen beneide ich Sie um diese Wohnung, und vor allen Dingen um diesen Balkon. Denn mir geht es gerade so wie Ihnen.“

„Die Wohnung gehört Ihnen so gut wie mir, und ich hoffe, daß Sie mich oft besuchen werden.“

„Darauf können Sie Gist nehmen! Wir werden ja auch sehr viel miteinander zu besprechen haben!“ Eine Weile schwiegen sie beide. Jeder von ihnen ging den gleichen Gedanken nach, die in ihnen arbeiteten und ihr Innerstes bewegten.

„Wissen Sie, Steinert, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen muß, wenn die Sache schief geht?“

„Ja, das weiß ich!“ antwortete der Gefragte mit fester Stimme, während er den Baumeister durchdringend ansah.

„Und das sagen Sie so ruhig, als ob es sich um eine Bagatelle handelte?“

„Das sage ich so ruhig . . . weil ich Ihnen auf dem Fuße folgen müßte . . . Auch mir bliebe dann nur noch die Kugel übrig!“

Kessler legte beide Hände auf Steinerts Schulter.

„Drückt Sie diese Vorstellung gar nicht nieder? . . . Hat der Gedanke an ein solches Ende für Sie nicht etwas furchtbar Beängstigendes?“

„Ich bin fest davon überzeugt, daß wir siegen!“

„Und wenn wir nicht siegen . . .?“

„Ist das Leben für mich verspielt und ohne Wert . . . Aber wir werden siegen!“

„Bravo!“

Er drückte ihm die Hand.

„Und nun werde ich Ihnen verraten, womit ich das Theater eröffne . . .“

Und trotz des lauten Gelächters, in das Kessler ausbrach, fuhr er unbeirrt fort:

„Ich eröffne das Theater mit Shakespeares „Sommer-nachts Traum“! . . . Ja, mit Shakespeares „Sommer-nachts-

traum!“ wiederholte er wütend, da sich Kesslers Heiterkeit nicht legen wollte.

„Sie sind der sonderbarste Kauz, der mir je im Leben begegnet ist!“

Steinert verbeugte sich tief.

„Das ist für mich ein veritables Kompliment! Nur die sonderbaren Käuze — nur die, die hier einen kleinen Sparren haben,“ er deutete auf seine Stirn — „sind es immer gewesen, die die Welt vorwärts gerückt haben . . . die Korrekten im Lande . . .“

Er spuckte verächtlich aus.

Sechzehntes Kapitel.

Herr Anders humpelte bereits wieder zu den Drähterproben in sein Rauchtheater. Der Weinbruch war geheilt, und der Humor des alten Herrn hatte auf dem Krankenlager nicht gelitten.

Eines Tages kam er ganz aufgeregter nach Hause.

„Kinder,“ sagte er, „es ist Tatsache . . . es wird . . . es ist nicht mehr daran zu tippen. Sie buddeln bereits und schächten den Boden aus. Nee, wie mich das freut, daß unser Baumeister die Sache zustande bringt! Weißt Du, Gretel, unter uns gesagt: ich hab' noch nicht so recht daran geglaubt. Wer selber beim Theater ist, weiß ja, wie oft vom Bauen geredet wird, und wie selten es zustande kommt. Na, die Sache wird! Und überall spricht man davon. Und wißt Ihr, woher ich jetzt komme? Direkt vom Bauplatz! Ich habe mich mit eigenen Augen überzeugen wollen.“

Er hob die rechte Hand wie zum Schwur empor, stellte das rechte Bein einen Schritt nach vorn, nahm eine kühne Schauspielereinstellung an und sagte deklamatorisch:

„Shakespeare-Theater!“

Und als Frau Anders und Grete über seine komische Bewegung sich lustig machten, meinte er mit entrüstetem Ernst: „Kinder, da gibt es nichts zu lachen! Genau so hat es Herr Steinert gemacht . . . mitten auf dem Bauplatz.“

„Wer ist denn Steinert?“ fragte Frau Anders.

Er zuckte geringschätzig mit den Achseln.

„Frage! . . . Die rechte Hand von unserem Baumeister ist er. Kessler hat ihn mir eben vorgestellt. 'n Mensch, der beim Theater alt geworden ist . . . Versteht enorm viel . . .“

„Ich sage Euch — erste Nummer . . . allererste Nummer . . . Schüler von Laube — von Heinrich Laube . . . Wißt Ihr, was das heißt? . . . Wißt Ihr, wer Heinrich Laube war? . . .“

Heinrich Laube war der größte — war neben Schröder der größte Theaterdirektor, den Deutschland je . . .“

„Vater, Du hast wohl einen kleinen Schwips?“ Frau Anders sah ihren Mann ganz besorgt an.

Der Flötist richtete sich stolz und gerade auf.

„Gewiß habe ich einen kleinen Schwips, Mutter — was an der Tatsache nichts ändert, daß Steinert Schüler von Laube — von Heinrich Laube gewesen ist!“

„Wie kann man sich nur am hellen lichten Tage einen Rausch holen?“ fragte Frau Anders betäubt.

„Wie kann man nur . . . Wie kann man nur?“ wiederholte Herr Anders, listig mit den Augen blinzelnd. „Gewisse Menschen können eben gewisse Dinge, die andere Menschen nicht können!“

„Gretel, so rede Du ihm doch ins Gewissen!“

„Sie wird sich hüten! . . . Sie wird sich schwer hüten! . . .“

„Bestelle ich ihr nicht, was man mir für sie auf-

gebe . . .“

„Woher kommst Du denn eigentlich?“

„Aus der Weinstube! . . . Der Baumeister hat mich und Steinert eingeladen. Sollte ich etwa ablehnen? . . .“

„Sollte ich so unhöflich sein? . . . Kinder, man hat Takt . . . man kennt den bon ton . . . Wir haben das Shakespeare-Theater ehrlich begossen! . . .“

„Und dabei hat er Dir Grüße für mich aufgetragen?“

„Ihre Stimme zitterte leise.“

„Bewahre . . . Gott bewahre! Der Mann ist doch Kavaliere! Für was hältst Du den Mann? Siehst Du — er nahm sie unter den Arm — „genau so hat er mich auf dem Bauplatz untergefaßt und ist mit mir auf und nieder gegangen. Nicht einmal Steinert durfte von unserem Gespräch etwas hören. Und dann hat er zu mir gesagt: „Ich bitte Sie,

grüßen Sie mir recht herzlich Ihr Fräulein Tochter! Bestellen Sie ihr, daß ich an jedes ihrer Worte denke . . .“ Als Steinert dazu kam — ich kannte ja Steinert noch gar nicht — hat er sofort dies Gespräch abgebrochen.“

„Ich danke Dir, Vater!“

„Na, und dann sind wir eben in die Weinstube gegangen. Was macht Ihr denn für Gesicht? . . . Pardon, Gretel, Dich meine ich ja nicht . . . die Mutter meine ich! Ist das denn ein so großes Verbrechen?“

„Am hellen, lichten Tag!“ jammerte Frau Anders. „Sieh nur, was er für ein gerötetes Gesicht hat! Pass' auf, es wird ihm schaden!“

„Vater ist ja so vergnügt . . . laß ihn doch!“ erwiderte sie, und ihre Augen leuchteten.

„Bin ich auch! Wer weiß, was aus mir in meinen alten Tagen noch wird! Denkt Euch nur, sie wollen mich zum Kapellmeister machen! . . . Wer lacht da . . .“

„Ich denke, es soll ein Schauspielhaus werden?“ fragte Gretel lustig.

„Soll es auch! . . . Und trotzdem brauchen sie einen Kapellmeister. Oder meinst Du, daß zu Shakespeares „Sommerachtsstraum“ keine Musik gehört? . . . Nämlich“ — er spitzte den Mund und hob den Zeigefinger ein wenig in die Höhe — „sie eröffnen mit Shakespeares „Sommerachtsstraum“!“

„Das wissen sie heute schon!“ sagte Frau Anders spöttisch. „Du bist eine Gans. Eine Gans bist Du! Heut übers Jahr soll das Theater fix und fertig dastehen! Meinst Du, daß da so viel Zeit zu verlieren ist?“

„Ich dachte.“

„Du dachtest! . . . Mutterchen, wie kannst Du so aufschneiden! Das Denken ist doch immer Deine schwache Seite gewesen. Also, laß Dir sagen,“ dozierte er in überlegenem Ton, „daß das Programm und Repertoire heute bereits festgesetzt worden ist . . . In drei Monaten bekomme ich den Engagementsantrag! . . . Kinder . . . ich soll die „Sommerachts“-Musik dirigieren! . . .“

Er pfiff leise ein paar Takte aus der Mendelssohnschen Musik und durchmaß mit großen Schritten das enge Zimmer. Dann blieb er plötzlich stehen, breitete beide Arme aus, stellte sich auf die Beine und sagte:

„Nun hört einmal hin!“

Und ganz ernsthaft, als wenn er ein volles Orchester vor sich hätte, begann er die Ouvertüre aus dem „Sommerachtsstraum“ zu dirigieren, wobei er die Musiker gutmütig anschnauzte und in seinem Feuereifer sich furchtbar aufregte, wenn etwas nach seiner Auffassung nicht ganz stimmte.

„Duftiger . . . duftiger!“ rief er ein über das andere Mal. „Das ist Sphärenmusik, mein Lieber, verstehen Sie?! . . . Sphärenmusik! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Bläfibauer.

Eine Geschichte aus dem Badener Lande.

Von Max Wittrich.

Der Bläfibauer stand mißmutig vor dem Bett: das Schrättele hatte ihm in der Nacht abermals auf der Brust gefessen. Er prüfte behutsam den Säbel. Die Waffe war haarscharf und hatte noch bei seinem Erwachen mit nach oben geleiteter Schneide auf dem Bett gelegen. Und trotzdem hatte es der nächtliche Quälgeist fertig bekommen, auf das Lager zu hüpfen und die Brust des Bauern zusammenzudrücken, während ihm allerhand Leute, die er tot oder weit fort gewähnt hatte, in sein unreines Bewußtsein quakten. Er fühlte sich noch wie zerschlagen und gähnte, wenn auch seine Gedanken munter genug waren, um ihm das letzte Mittel zu nennen, das Dadele oder Schrättele unschädlich zu machen: was mit Sprüchen und Waffen nicht zu erreichen gewesen war, konnte vielleicht noch durch Güte ermöglicht werden. Auch der Kreuzbauer hatte jahrelang gegen das Schrättele gekämpft. Vergebens! Dann hatte er die Teufelsbrut zu einem feinen Mittagsmahl eingeladen. Von da an war das Schrättele in der Nacht ausgeblieben und hatte sich nur noch am hellen Tage öfter eingefunden, um nach guter Speise zu langen. Wer in der Nacht nicht bluten wollte, mußte am Tage die Sabgier lassen.

Der Bläfibauer aber mochte „unnütze Presser“ nicht gern, und jedes andere Geschöpf war ihm einer. Das Dasein verdiente nur, wer ihm etwas eintrug.

Das Schrättele verlangte nach seiner Erfahrung sogar feines Essen. Eine Einladung hatte er ja sogar schon ergehen lassen in der vorigen Erntezeit, in den Tagen schlimmer nächtlicher Bedräng-

nis nach des Lebens Mühen und Sorgen. In der Erntezeit pfliegte doch in keinem Bauernhause mehr auf den Tisch zu kommen als weicher Käse und allenfalls ein Kirschwässerle. Wer kann um ein Schrättele gleich alle Sitten und Gebräuche der Welt verlassen! Dem Schrättele hatte aber dieses Essen offenbar nicht gepakt; wie sie am Morgen an den Bettpfosten gestellt worden waren, so hatte der Bläfibauer das Schüssel und das Gläsle noch am Abend vorgefunden, gefüllt bis an den Rand (und es waren doch nicht 'mal sehr große Gefäße gewesen)!

Was wollte die kleine Kanaille denn? Gebratene Lampreten. Wer mit dem Teuersten anfang, würde auch später nichts Geringeres geben dürfen!

Dieses wüchste Ledermaul, dieses schledrigel

Doch ehe die lüsterne Brut ihm noch länger zusehte, mußte das Aeußerste versucht werden. Die Kirschblüten reichlich; die Kronen der Bäume schwammen wie Wölklein in der Frühlingspracht, und eine gute Kirschblüt verhielt ein gesegnetes Weinjahr. Die Arbeit rief in die Nebberge — und da sollte man sich von diesem nächtlichen Geschweiß plagen lassen und am Morgen, statt hinauszuziehen und die Arbeitsleute anzutreiben und ihnen auf die Finger zu gucken, müde und matt im Stuhle hocken! Vielleicht war ein besseres Essen doch vorteilhaft angewendet!

Er horchte in den Hof, in dem sich das Federvieh bemerkbar machte. Ehe alle Stride rissen: ein gebratenes Hühnchen war sicherlich etwas Besseres. Man könnte vielleicht — und er kniff die unruhigen Augen zu, als ob ihm ein Unberufener sonst seine Gedanken ablesen könnte — man könnte am Ende die alte Glucke schlachten, die schon seit einigen Tagen in die Winkel kroch und den Kopf einzog, als stände einer bereit, ihn abzuschneln.

Wie ein auf verdächtigen Wegen ertappter Sünder schreckte der Bläfibauer plötzlich zusammen. Vor den Fenstern schlürften schwere Weine. Er warf die Waffe auf den Schrank und steckte den Kopf hinaus.

In der Morgenuft standen zwei alte tagelöhnernde Weiber. „Ich habe gemeint,“ schrie er, „Ihr kommt um Drei und nicht um Fünf! Ihr hättet gut und gerne schon zwei Stunden binden können! 's wird immer schöner auf der Welt! Der Meister schlägt sich die liebe lange Nacht um die Ohren und wartet auf Euch faule Gesellschaft, und Ihr dreht Euch noch zehnmal auf die andere Seite in Eurer Bucht!“

„Wir haben ja an die drei Stunden zu laufen bis hierher!“ wachte eins der alten Weiber einzuwenden, und ihre Lippen zitterten wie ihre Hand.

„Da kriecht man drei Stunden eher 'raus! Bei dem bißchen Nebenbinden hat sich noch keins totgearbeitet! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt auf das Nebstück, drüber in der Hölle!“

Die Leute kannten den Besitz des Bläfibauers nicht, denn zum zweiten Male arbeitete bei ihm keiner, und zum ersten Male nur, wen großer Hunger trieb.

Stundenweit sind die Höhen des Kaiserstuhles mit Nebsteden besät, wie der Zug mit Stacheln, und kreuz und quer ziehen sich in dem weichen vulkanischen Grunde die Hohlwege durch das sonnendurchglühte Gebirge.

„Was steht Ihr denn noch? Ihr kennt wohl etwa mein Nebstück nicht? Meint Ihr denn, ich würde Euch spazieren führen für mein Geld? Vorwärts, vorwärts! Hier links den Hollenpfad am Berge langgegangen! Nach dem zweiten Hohlweg das erste Stück links an der Mauer gehört dem Bläfibauer. Zu Mittag will ich die Hälfte fertig angebunden sehen für mein schönes Geld!“

Er warf das Fenster zu. Die Leute trugen ihre Bündel mit den Bändern, die Neben und Steden verbinden sollten, hinein in den Hohlweg und zogen weiter am Abgrund, an dessen gelben Erdmauern blühendes Schlehengeäst und Brombeeren wucherten und Efeu die schwarzen Azazienstämme zu umschlingen trachtete; sie schleppten sich vorüber an den in die leichte und doch halt gewährende Lösschicht gegrabenen Höhlen, die im Sommer den Arbeitern Schutz geben mußten vor dem den Nebensaft lodenden Sonnenbrand. Die Leute hatten kein Auge für die nach kurzem nächtlichen Regen doppelte Pracht des Rheins, für die aus dem Elsaß winkenden Türme und Burgen; sie sahen auch nicht in den nahen Tälern weiße Dunstbällchen über dem warmen Erdboden lagern gleich Rauchwölkchen auf dem weiten Schlachtfelde. Für die beiden alten Frauen bestand die Welt jetzt nur aus bearbeiteten und unbearbeiteten Nebbergen.

Am Ende eines glitschigen Fußpfades machten die beiden Wanderinnen Halt. Hier mußte das Feld ihrer Tätigkeit sein! Sie warfen ihre Brotbündel zusammen, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, machten sie sich daran, Reihe um Reihe der Neben aufzurichten und einen jeglichen Stod zwei oder dreimal an seinen Steden zu ketten. So sehr auch die alten Hände schon zitterten, die Zahl der biegsamen grauen Neben, um die sich der zähe Bast schlang, mehrte sich zusehends; nach einigen Stunden redeten sich auf dem Nebstück die verheißungsvollen Pflanzen in geraden Reihen, und als Mittags der Bläfibauer erschien, waren die Frauen gerade daran, den zweiten Teil der Besingung des — Endebauers in Angriff zu nehmen. Die Neben des Bläfibauers aber ruhten noch allesamt an der Mutter Erde, und die Steden auf seinem Eigentum ragten noch laßl in die Luft wie die Nadeln auf einem Kissen.

Trotz des lenzlichen Sonnenscheins brach plötzlich ein Gewitter aus. Dem Bläfibauer hatte ohnehin der Groll an Herzen gefessen. Das Schrättele, das Huhn und jetzt noch für sein Geld ein Vorteil für den Endebauer, ausgerechnet für diesen Erzklumpen, der

er dem Bläfibauer war, weil er eigene gerade Wege ging! Wie würde das Getöse von Mund zu Mund, von Haus zu Haus und von Ort zu Ort fliegen; der Bläfibauer ist schon hereingefallen; erst prozeß er ohne Erfolg mit dem Endebauer und nachher läßt er dessen Reben anbinten!

Das Huhn war zwar geschlachtet und gerupft, doch in der folgenden Nacht vergaß er schon das Schrättele, der Bläfibauer, obwohl keine Säbelschneide breit lag, den Feind abzuwehren. Der Qualgeißt kam nicht auf die Brust, sondern schien in Atern und Hirn zu wüten. Kein Auge tat der Bläfibauer zu. Er warf sich stöhnend nach der Wand und nach dem Fenster, bis ein Fauchen und Poltern über die Nebhügel drang: es war vier Uhr, denn der erste Wahngug rollte um den Kaiserstuhl. Der Bläfibauer sah seine Zeit gekommen, der Schande zu wehren, die ihn die ganze Nacht hindurch geschreckt hatte. Er stand auf, wie sonst aus Groll über das Schrättele, trank ein Kirchwässerle und ging mutterseelenallein den Gollentweg hinauf und zu dem von den Leuten irrthümlich gewählten Hügel. Er webte die Nebenschere, als ob er schwere Trauben zu schneiden gedächte im Herbst und während die Blütenbäume auf den Matten in seligen Schauern standen, und manch Vöglein noch schlaftrunken die kleine Kehle probte, klang dem Bläfibauer das kalte Klappern der Schere wie Musik — nein, noch schöner: wie Gellgellimper an das Ohr. Wand um Wand fiel vor ihm nieder; die Reben lösten sich wieder von den Steden, und die Fesseln legten sich auf den Boden. Der Schweiß trat dem eifrig Arbeitenden auf die Stirn und die Hände wurden naß; er gönnte sich keinen Aufblick, bis er vor der letzten Reihe stand.

„Jetzt heit sie!“ lachte er bissig in sich hinein — ein paar Schnitte noch, dann steckte er die Schere zu sich.

Hinter ihm lag der weite Nebberg des Endebauers wieder im Urzustande; des Bläfibauers Geld hatte seinem Nachbar keinen Vorteil verschafft; die Schande war abgewendet!

Durch den Wald fuhr der Morgenwind in heftigen Stößen. Drunten, in des Bläfibauers Dorf, wurden die Türen der Kirche weit geöffnet, und der Glöcker machte sich bereit, zu rufen. Der Bläfibauer eilte auf dem kürzesten Wege heim — so freudig und leicht, wie zufriedene Menschen tun. Er kam gerade noch recht, den schwarzen Rod anzulegen, das Gesangbuch in die Hand zu nehmen — denn das Geläut begann.

Weinabe hätte er noch einen Teil der Andacht verpassen können — durch die gestrige Dummheit seiner Arbeitsleute! Der Braten für das Schrättele mochte nur bis zum nächsten Tage stehen bleiben; jetzt hatte der Bläfibauer auch keine Zeit, sich darum zu kümmern. Vielleicht kam das Tierzeug überhaupt nicht wieder! Schließlich hatte doch auch er noch Mark in den Knochen, und am Ende könnte er einmal den Weiniger paden und würgen!

Im neugewonnenen Gesfuß der eigenen Würde machte er sich in der Kirchenbank doppelt breit, der Bläfibauer, und sang, daß die Wände zitterten. . . .

Kleines feuilleton.

ab. Der heilige Synod. — Oberprocurator. Von den fünf höchsten Staatsbehörden in Rußland ist der heilige Synod eine der wichtigsten und einflußreichsten. Er ist es schon aus dem Grunde, weil er sich mit den geistlichen Angelegenheiten zu befassen hat, die in allen zurückgebliebenen Staaten einen unerbättnismäßig breiten Raum einnehmen. Mit dem heiligen Synod, als der höchsten kirchlichen Behörde, schließt die geistliche Organisation der russischen Kirche gewissermaßen ab. Er besteht aus einer Anzahl ständiger und nichtständiger Mitglieder, von denen die ersteren aus den Metropolitnen und die letzteren aus dem Bisthottum genommen werden. Den Vorsitz führt der Metropolit von Petersburg. Die Zuständigkeit dieser Behörde erstreckt sich auf das ganze Gebiet des kirchlichen Lebens, umfaßt also deren Befehgebung, Disziplin und Gerichtsbarkeit. Zu den Angelegenheiten des Synods gehört demnach auch die angeführte Befeitigung des Schismas und die Ausrottung der Sekten. Unter Schisma (Spaltung) ist die Trennung des katholischen Christentums in einen griechisch-katholischen und römisch-katholischen Teil zu verstehen. Durch die ursprüngliche Verbindung der russischen mit der griechischen Kirche ward der russische Epistopat mit in die Trennung jener von der lateinischen Kirche hineingezogen, und die Unionsversuche verschiedener Päpste führten nur zu geringfügigen Ergebnissen. Bekannt ist, daß ganz Polen dem römisch-katholischen Bekenntnisse anhängt, und so wird es erklärlich, daß dem heiligen Synod in der Verbreitung der Rechtgläubigkeit ein weites Gebiet überflüssiger und für die Beteiligten höchst lästiger Tätigkeit geboten wird. Außerdem hat der Synod sich mit den Ehescheidungsangelegenheiten zu befassen und besonders die Zensur der geistlichen Bücher zu überwachen.

Der heilige Synod besteht ungefähr seit zweihundert Jahren. Ursprünglich stand der russische Metropolit (Bischof in einer Hauptstadt) von Moskau unter dem Patriarchen von Konstantinopel, der zur damaligen Zeit sozusagen der Papst im östlichen Reiche war. Als aber dieser letztere sich infolge der türkischen Herrschaft bedeutend in seiner Macht eingeschränkt sah, erkannte er im Jahre 1589 den russischen Metropoliten als selbständigen Patriarchen an. Von da an bestand die russische Hierarchie aus einem Patriarchen, einem Metropolitnen und aus sechs Erzbischofen. Da die zunehmende Macht

des Patriarchen den Plänen des Zaren mehrfach hinderlich wurde, ließ Peter der Große, der das protestantische jus episcopale (bischöfliches Recht) des Landes Herrn auf die griechische Kirche zu übertragen gedachte, nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1702) dessen Stuhl unbesetzt, bis das Volk sich daran gewöhnt hatte, die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten einem Kollegium von Prälaten anvertraut zu sehen und errichtete im Jahre 1721 den heiligen dirigierenden Synod als oberste Kirchenbehörde, nachdem er vorher die Rechtsprechung der Geistlichkeit eingeschränkt hatte. Wenn auch die Grundlagen der kirchlichen Ordnung bestehen geblieben, so wurde dennoch der Kirchenverfassung durch diese Maßnahmen die Spitze abgebrochen, indem die Oberherrlichkeit des Patriarchen auf den Zaren überging. Als eine Versammlung Peter hat, das Patriarchat zu erhalten, sprach er das Prinzip des von nun an die Kirchengeschichte Rußlands beherrschenden Cäsaropapismus mit den Worten aus: „Hier ist Euer Patriarch!“ Aus dieser kurzen Darlegung erzieht man, daß sich die russische Kirche nicht nur dem staatlichen Organismus eng angegliedert hat, sondern daß auch der Synod dem Kaiser verfassungsmäßig untergeordnet ist. Daher werden alle seine Mitglieder von dem Kaiser ernannt, und außerdem übt dieser mittelbar seinen unbeschränkten Einfluß auf diese Behörde dadurch aus, daß er einen ständigen persönlichen Vertreter darin sitzen hat, den sogenannten Oberprocurator. Bei der Bedeutung, die die kirchlichen Dinge in Rußland haben, ist leicht zu ermessen, welche Macht dem Oberprocurator durch seine Stellung in die Hand gegeben ist. Diese Macht wird natürlich um so größer, je unbedeutender und schwächer der Herrscher selbst ist. Der jetzige Oberprocurator ist der berühmte Kobjedonoszew (sprich: Pabidonosjus, mit dem Ton auf der vorletzten Silbe, zu deutsch etwa: Siegert oder Siegmann), ein abgelebter orthodoxer Greis, der freilich nicht ungebildet ist, aber in dem politischen Fortschritt des Westens und in der Abkehr vom Aberglauben das Verderben der Völker zu erblicken glaubt. —

k. Winterbilder von den Niagarafällen. Broughton Brandenburg schreibt in „Harper's Beech“: Ich hatte die Fälle im Frühling Sommer und Herbst gesehen, aber ich hatte sie noch nie erblickt, wenn ihr donnerndes Brausen zu einem leisen Murmeln erstorben ist, und ihre hinraufenden Wasserströme gebändigt sind durch die eisige, erstarrende Umarmung des Winters. So war ich denn überwältigt, als ich vor jene ungeheuren eingetrorenen Massen trat, die in starrer Ruhe sich majestätisch vor mir ausbreiteten. Ein Nordwind trieb weiße Schneewolken von Süden her; der Mond hatte ein helles funkelndes Licht, das noch stärker wurde, weil es auf die weiße Schneedecke fiel und sich in vielen flimmernden Lichtern brach. Unzählige glühende Eisprismen strahlten in dem weichen weißen Lichte, und auf den hohen Schneehügeln ließen die Mondesstrahlen weite Strecken in prächtigem Schimmer aufleuchten. Eine große Anzahl von Menschen war gekommen, sich dieses Weltwunder zu betrachten. Einzelne Feuer flammten hier und da auf; schwarze Gestalten bewegten sich gespenstisch in dieser riesigen und seltsamen Genesie. Eine ungeheure Eisbrücke wölbte sich über mir. Große Eisschollen stürzten bisweilen herab, und an dem Bersten, Krachen und Dröhnen der Eismassen merkte man die ungebärdige Kraft des zusammengepreßten Wassers, das sich Bahn zu brechen suchte. Die Formation und Bildung dieser großen Eisbrücken ist ein schwieriges, nur durch langjähriges Studium aufzuklärendes Phänomen. Selbst die vereisende Gewalt des härtesten Winters ist nicht imstande, die mächtige Flut völlig zu hemmen, die über die Fälle herniederstürzt. Die Wassermenge, die vom Hufeisen-Fall niederdrängt, kann nie völlig zurückgehalten werden, selbst wenn die American-Fälle nur wenig Wasser herabströmen lassen. Wenn der Winter hereinbricht, dann sind die Wasser des Erie-Sees bis tief auf den Grund gefroren, und von hier aus breiten sich weite Eissfelder nach den Niagarafällen hin, die in eiserner Umklammerung die Macht des strömenden Wassers hemmen, so daß es nur dumpf, wie grollend, unter den Eisschichten weiterbraust. Häufig aber stürzt das Eis auch in einzelnen Stücken die Fälle herab. Die ersten 10 000 Klumpen, die herunterdonnern, machen weiter keinen Eindruck, aber bald beginnen sich die einzelnen Stücke zu sammeln und aufeinander zu häufen; dann ist in einer einzigen Nacht ein Eissfeld gebildet, dessen weiter Spiegel in weißen, grünen, blauen Reflexen leuchtet. Oder diese Stücke türmen sich auch zu Massen und Haufen an; dann ist in wenigen Stunden ein gigantischer Pfeiler aufgerichtet, zuerst am American-, dann auch an dem Hufeisen-Fall. Wenn die Massen gegeneinanderstoßen, dröhnt es wie Schüsse von Gewehren. Ich sah ein Eisstück, etwa so groß wie der Körper eines Mannes, der durch das Aneinanderprallen zweier Eisschollen 100 Fuß in die Luft geschleudert wurde. Wenn dann das Eis nicht weiter dringen kann, und der Wind mit einer starken Brise von Westen oder Südwesten das Eis zusammenreibt, entsteht eine solche große Eisbrücke. Die Brücke von 1904 war die größte, die bis jetzt beobachtet wurde. Die Teile einzelner anderer Brücken sind noch von riesigeren Dimensionen gewesen, aber noch kein Jahr sah eine so vollständig ausgebaute Brücke wie das vorige Jahr. Am 15. Februar hatte sich ein Eispfeiler von 15 Fuß Höhe gebildet, der binnen wenigen Tagen sich zu einer Höhe von 26 Fuß emportürmte und von starken Eis- und Schneemassen gestützt, sich zu einer Brücke mit einem ähnlichen Pfeiler zusammenschloß. Bis zum 27. Mai standen Teile dieser Brücke. Wunderbare Erscheinungen harren in diesem Eisgebilde des Reisenden. Die Luft war mit leichten Nebeln erfüllt, die Morgenjonne ließ ihre hellen Strahlen auf die Schneefelder fallen und bildete einen Regenbogen von wundervoller Schönheit. Herrliche Eisdome, die wie aus viel-

schimmerndem Kristall aufgebaut scheinen, werden da erblickt. Die Zweige und Äste der Bäume sind auf das zierlichste mit gefrorenem Schnee bedeckt; manchmal ballen sich die Schneemassen um die Bäume zu grotesken Formen. —

Musik.

Das National-Theater kämpft den schweren Kampf einer Opernbühne, die auf sich allein angewiesen ist, mutig und mit künstlerischem Ernst weiter. Anscheinend hat die Bevölkerung jener nordöstlichen Gegend das ihr dargebotene Gut noch nicht genügend erfasst und unter den Schutz eines eifrigen Besuches genommen. Und doch verdient das Unternehmen, das sich jener nicht eben zentralen Theatergegend gewidmet hat, eine solche Beachtung und Vergütung. Auch seine neuesten Gaben sind würdig der Kunst und wirkungsvoll selbst für ein anspruchsvolles Publikum. Vorgestern (Freitag) war zwar kein eigentlicher Premierenabend; allein die drei aus älterem Vorrat hervorgeholten Einakter sind keine allbekannte Ware und wirken frisch genug. — Der jüngste von ihnen ist das „Mimodrama“ von Henri Verény: „Die Hand“. Wir haben es vor etwa zwei Jahren bei einer halb privaten Vorführung besprochen und als eine sehr tüchtige Schöpfung anerkannt. — Das älteste von jenen drei Stücken stammt aus dem Jahre 1841, ist komponiert von dem zu Antwerpen geborenen und zu Paris wirkenden, im Jahre 1869 verstorbenen Albert Grisar, einem fruchtbaren und eifrig strebenden Komponisten der leichten Operngattung. Als „komische Oper“ bezeichnet, ist es infolge seiner gesprochenen Teile doch mehr Singspiel als Oper, gehört aber, wenn man diese Einschränkung abrechnet, zu den lieblichsten Geschöpfen der musikalisch-dramatischen Muse. Der Titel: „Gute Nacht, Herr Pantalon!“ ergibt sich aus einem Liebesabenteuer, das den Sohn Pantalons in das Haus der Angebeteten führt; dort wird er in einem Divan verstreut, und sein Vater erhält als Gast des Hauses den Divan zur Nachtruhe angewiesen, bis endlich die mannigfachen Angiiszenen in Wohlgefallen aufgehen. — Als Schluß des Abends kam eine Operette von Suppé aus dem Jahre 1865: „Die schöne Galathée.“ Ist das Stückchen zwar nicht eine bedeutende Leistung, so gibt es doch mit seinem Thema von der lebendig gewordenen Statue hübsche Gelegenheiten zur Entfaltung von Gesangskunst.

Sobald einmal das National-Theater in der Kunst seines Publikums festsetzen wird, mag auch die Zeit kommen, in der die Erteilung einzelner Knischläge über künstlerische Details besser am Platze sein wird als jetzt. Diesmal sei nur kurz erwähnt, daß das Theater an diesem Abend eine stattliche Schar von Künstlern herausgestellt hat, die im ganzen mehr Gutes geleistet haben, als sich in einem Augenblicksberichte darlegen läßt. — sz.

Aus dem Tierleben.

— Von einer jangesprohen Nachtigall erzählt Karl Kullmann in der „Gefiederten Welt“ (Magdeburg, Kreuzsche Verlagsbuchhandlung): „Im Frühjahr 1904 ersuchte mich mein Freund Richard Wittrich, ihm, wie ich schon so häufig getan, eine gutschlagende Nachtigall abzuholen und nach deren Eingewöhnung ihm abzulassen. Ich fand denn auch bald, etwa am 20.—21. April eine solche Schlägerin, käftigte sie ein, behielt den Vogel etwa zehn Tage, und sobald sie gut im Futter und Gesang war, bekam sie oben genannter Freund. Die Nachtigall war unermüdlich und dabei hervorragend an Strophen und Abwechslungen, und sang den nächsten Tag in ihrer neuen Behausung ruhig weiter. So singt nun dieses Tierchen bis auf den heutigen Tag, wo ich dies schreibe (5. Januar 1905). Selbst die vorjährige abnorme Hitze, oder das Uebergewöhnen an Friesisches Universalfutter vermochten den Vogel nicht abzuhalten, von früh bis abends im selben feurigen Schlag bis heute zu singen wie im Mai. Gemauert hat die Nachtigall selbstverständlich nicht und wir müssen nun der Dinge warten, die da kommen, wie lange dieser Vogel, der bis jetzt beinahe 8½ Monate schlägt, seinen Gesang erhält, und ob er dann direkt in die Raute geht und wann er wieder seinen Schlag aufnimmt usw. Jedenfalls steht man hier vor einer mehr als merkwürdigen Erscheinung; in den langen, langen Jahren, wo ich Vögel pflege, ist mir so etwas nicht vorgekommen und ich hätte dies, wenn ich es nicht mit eigenen Augen und Ohren sehen und hören würde, kaum geglaubt. Gelungen ist, daß der Vogel, wenn ich ihn einfach mit Buttern und dem Schurren anlocke, sofort antwortet und den Schlag aufnimmt.“ —

Meteorologisches.

— Der Bitterungsdienst der Vereinigten Staaten von Nordamerika erfährt von dem Wiener Meteorologen Dr. F. M. Gyner in der „Meteorologischen Zeitschrift“ eine eingehende Darstellung auf Grund eines vierwöchigen Studienaufenthalts in Washington. Dort befindet sich die Zentralanstalt, die den einfachen Namen U. S. Weather Bureau führt, aber mit etwa 200 Angestellten wohl das größte Institut dieser Art ist. Wie die deutsche Seewarte noch gegenwärtig der Marine, so war dieses Bureau, als ein Teil des U. S. Signal Office, bis vor 15 Jahren dem War Department unterstellt. Der eigentliche Grund dafür war anscheinend, daß die ersten meteorologischen Register, die bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts zurückreichen, von amerikanischen Militärärzten geführt wurden. Der

Bitterungsdienst der Vereinigten Staaten resorrtiert jetzt zum Department of Agriculture. Sein Jahresbudget übersteigt nach Gyner eine Million Dollar. Er genießt außerdem Portofreiheit in dem zumeist staatlichen Postverlehr. Er verfügt über ein Netz von mehr als 700 besoldeten Stationen, die oft selbst bis zu zehn Beamte besitzen, sowie von 3000 unbesoldeten meteorologischen und von 14 000 landwirtschaftlichen Stationen für Saatenstandsberichte. Das Wetterbureau in Washington empfängt von etwa 180 jener besoldeten Stationen, die aber selbst meist telegraphisch unterrichtete Bezirkszentralen bilden, ferner von 20 kanadischen, einigen mexikanischen, westindischen, azorischen und europäischen Stationen täglich zweimal Wettertelegramme, die um 8 a und 8 p der ostamerikanischen Zeit (75° westlich oder fünf Stunden später als Greenwich, sechs Stunden später als mitteleuropäische Zeit) abgehen. Schon nach zwei Stunden sind dann die Morgen- und Abendarten entworfen und die Prognosen gestellt, am Morgen auf etwa 30, am Abend auf 48 Stunden. Die Morgenarten werden gedruckt als die in den meteorologischen Kreisen bekannten U. S. Weather Maps. Neben den Prognosen von Washington für das ganze Gebiet werden von den Nebenzentralen für ihre Bezirke Prognosen gestellt, teilweise auch Karten veröffentlicht. Die Zahl dieser warnenden Berichte wird an gewöhnlichen Tagen auf 80 000 geschätzt, an Tagen mit Wirbelsürmen und anderen besonderen Bitterungserscheinungen auf bedeutend mehr. Während der letzten sechs Jahre soll kein Zyklon die Vereinigten Staaten erreicht haben, ohne daß rechtzeitig gewarnt worden wäre. Die Verluste wurden infolgedessen auf ein Viertel der früheren reduziert. Durch rechtzeitige Hochwasserwarnung wurde bei der Ueberschwemmung im Jahre 1897 die Rettung von Eigentum im Werte von 15 Millionen Dollar ermöglicht. Den jährlichen Nutzen der Wetterprognosen berechnen Sachverständige auf durchschnittlich 20 Millionen Dollar. („Globus“.)

Humoristisches.

- Scheinbarer Widerspruch. . . . Sagen Sie mir, Herr Doktor, warum will denn die Frau Rittmeister von ihrem Manne nichts wissen?
- „Nun — weil sie von ihm was weiß!“ —
- Eingegangen. Tourist: „ . . . Mit dem „Fensterln“ ist's auch nichts mehr! . . . Fenster! ich da neulich bei einem Dirndl, . . . trogel mit Müß in ihr Kammerl — und wie ich hineinkomme, ist drin schon die ganze Familie beisammen und — verlobt mich mit ihr!“ —
- Ein Unzuverlässiger. Arzt: „ . . . Mir war der Schutze immer sehr unsympathisch! . . . Daß man sich nicht auf ihn verlassen könne, zeigte er ja noch zu guter Letzt. Als er krank wurde, stellte ich die Diagnose auf Rippenfellentzündung, und bei der Sektion zeigte sich's, daß er an Diabetes gestorben war!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

- Der Name des Priesters Gapon weist, wie Wladimir Kuschnir in der „Neuen Freien Presse“ ausführt, auf ruthenische Abstammung. Gapon ist eine abgekürzte Form für Agathon. Die Russen schreiben Agaphon, ebenso wie Fedor für Theodor. Da aber die Ruthenen in Rußland kein „f“ kennen, sondern nur „p“ gebrauchen (so z. B. heißt Philipp bei ihnen Phlypp; Stephan heißt Stepan), so wird aus dem russischen Agaphon, ruthenisch Agapon, gekürzt Gapon. Die Ruthenen haben kein „g“. Das russische Zeichen für „g“ klingt im Ruthenischen „h“. Der wahre Laut des Namens ist daher G a p o n, und es gibt in der Ukraine viele Bauernfamilien, die diesen Namen führen.
- Eine seltene Ehrung. Nach Antrag des Züricher Stadtrates an die Stadtverordneten-Versammlung soll der in Wien lebende Schriftstellerin G o s w i n a v. B e r l e p s c h, einer Graubündnerin, das Bürgerrecht der Stadt Zürich schenkungsweise verliehen werden, und zwar im Hinblick auf ihre dichterischen Darstellungen des schweizerischen und zürcherischen Volkslebens.
- Erfolg hatten bei der Uraufführung: Walter Harlans Schwan „Jahrmart in Pulsniß“ im Schauspielhaus zu Dresden, Stowronnets Lustspiel „Die argentinische Ernte“ im Thalia-Theater zu Hamburg.
- Wildenbruch hat ein neues Drama vollendet, das den Titel „Die Lieder des Euripides“ trägt.
- „Die Streber“, eine politische Komödie von Anton D'horn, wird im Wiener Deutschen Volkstheater die Uraufführung erleben.
- Ein heiterer Zwischenfall trug sich dieser Tage in einem Orte bei Rempten zu. Kam da ein Knabe in Mädchenkleidung in die Schule. Als ihn der Lehrer fragte, warum er denn in einer solchen Kleidung komme, sagte der Kleine ganz treuherzig: „Ich hab' bei anders G'wand. Meine Gosa send verrißn, und d' Mutter hat's noit g'sickt, na' hab' i halt meiner Schwester ihr G'wand antue.“ —